

Nr. 104. Bydgoszcz / Bromberg, 8. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von Hugo M. Kritz.

(9. Fortsetzung.) ——

Kilian hatte nun aber doch ein Gefühl, als wäre er über den Bodensee geritten. In welcher ungeheuren Gefahr hatte er ahnungslos geschwebt. Wäre diese Unterredung zustande gekommen, dann hätte Leonhard alles erfahren, was Manja wußte, und es war nun kein Zweifel mehr daran, daß Manja auf ganz unerklärliche Weise das tiefe Geheimnis erfahren hatte, das Kilian mit Vinzenz von Schippenheil auf Leben und Tod verband.

Kilian lächelte starr und ließ sich wieder in den Sessel zurückfallen. Leonhard sah ihn etwas erstaunt an.

„Natürlich", sagte Kilian, als besänne er sich jetzt erst. „Sie war ja gestern abend hier. Darum hat sie Sie hierherbestellt."

Leonhard fand die Unterbrechung ziemlich überflüssig; er wollte hier recht bald fertig werden. Er fuhr fort:

„Als ich nun gestern nacht das Haus suchte, lief mir ein junges Mädchen in die Arme. Und da wollte ich Sie noch etwas fragen."

Kilians Lächeln gefror. Es war zuviel auf einmal, was ihn hier aus dem Munde eines nichtsahnenden Toren bestürmte. Aber noch konnte er glücklicherweise die Führung an sich reißen.

„O, ich weiß", sagte Kilian und fuhr mit der Hand durch die Luft. „Sie meinen die Sache mit der toten Frau."

„Haargenau das meine ich", erwiderte Leonhard erleichtert. Jetzt fiel es ihm plötzlich ein. Dieses Bild hieß: Der Absinthtrinker. Die Flasche auf dem Boden hatte ihn darauf gebracht. Aber von Renoir war es natürlich nicht. Es war von — verdammt, von wem war es doch?

„Die Sache ist sehr einfach", sagte Kilian und blickte auf seine Zigarre.

Leonhard nickte zerstreut. „Natürlich. Alle Dinge, die kompliziert erscheinen, sind ganz einfach. Die tote Frau war gar nicht tot, wie? Das dachte ich mir gleich. Gestatten Sie mir eine Frage. Von wem ist dieses Bild?" Er deutete mit der Hand an Kilians Kopf vorbei.

Kilian drehte sich verwundert um, dann sagte er: „Es ist eine Kopie; nach Manet."

Leonhard war sehr befriedigt. „Natürlich, Manet. Daß es mir nicht eingefallen ist!" Er blickte auf seine Armbanduhr. „Aber Sie wollten von Frau Stojowska erzählen. Es war alles also nur ein Mißverständnis, wie?"

„Nicht so sehr ein Mißverständnis wie ein merkwürdiges Ineinanderlaufen von Umständen. Frau Stojowska erlitt einen Ohnmachtsanfall. Sie ist in der letzten Zeit etwas leidend. Unglücklicherweise verletzte sie sich, als sie hinstürzte, leicht am Kopf, immerhin so, daß die Wunde ein wenig blutete. Ich war bei meinen Gästen gewesen im ersten Stock, und als ich ins Zimmer trat, sah ich sie liegen. Ich verlor etwas den Kopf, was ja nur begreiflich ist und lief hinaus, um Dr. Wetzel zu holen. Er wohnt ein paar Häuser weiter und ich bin mit ihm befreundet. Er war aber nicht da. Als ich mich nun wieder meinem Hause näherte, sah ich ein Mädchen hervorstürzen und nach der Polizei rufen. Es lief in der entgegengesetzten Richtung davon. Nun, inzwischen hatte sich Frau Stojowska bereits erhoben und war ins Badezimmer gegangen. Aus gewissen Gründen war es mir aber sehr unangenehm, daß dieses Mädchen um die Polizei gelaufen war. Ich entfernte rasch die Blutspuren und lief hinauf zu meinen Gästen". Kilian räusperte sich und blickte zu Boden. „Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen, Herr von Schippenheil und ich hoffe, Sie werden keinen Gebrauch von meiner Mitteilung machen. Ich lief also zu meinen Gästen hinauf und bat sie, sofort unten Platz zu nehmen. Sie müssen wissen, es war ein Fall, der schon immer vorgesehen war." Kilian schwieg.

„Ah!" sagte Leonhard mit breitem Lächeln. „Poker oder Roulette?"

Kilian legte den Kopf auf die Seite und lächelte liebenswürdig. „Sie werden begreifen, Herr von Schippenheil, daß ich diese Frage nicht beantworten kann. Übrigens — Sie sind verwandt mit Vinzenz von Schippenheil?" Kilian dachte, man kann sich gar nicht dumm genug stellen.

Leonhard zog etwas die Mundwinkel abwärts. „Entfernt. Sein Vater und mein Vater waren Vettern. Wir verkehren aber nicht miteinander.:

Kilian fragte beiläufig: „Was der Inhalt des Briefes war, den Sie von Frau Stojowska erhalten haben, können Sie mir wohl nicht sagen —?"

Leonhard stand auf. „Es war die Aufforderung zu einer Unterredung. Sonst nichts. In welchem Zusammenhang ist mir nicht bekannt." Da er Kilians forschenden Gesichtsausdruck sah, weitere Fragen fürchtete und nicht gewillt war, sich noch länger aufzuhalten, streckte er ihm die Hand hin und verabschiedete sich.

„Und wenn ich etwas von Frau Stojowska höre, wo kann ich Sie verständigen, Herr von Schippenheil?"

„Im Eden."

Kilian schüttelte ihm sehr herzlich die Hand und begleitete ihn bis an die Treppe. Er sah Leonhard nach, als er durch den Garten ging, und wiederum hatte er das Gefühl, als wäre er über den vereisten See geritten. Da ging dieser Narr und pfiff ein Lied und wußte nicht, wie mächtig er war. Dies aber war nur eine beiläufige Erwägung. Ungleich bedeutender war, daß er es auch in Zukunft nicht erfahren durfte. Kilian rieb die Kiefer aneinander.

Manja! Wie sie Komödie gespielt hatte, dieses böse, rachsüchtige Tier, wie wendig, bedacht und voller Tücke. Aktienschmuggel . . . wie lächerlich! Sie wußte ebenso genau wie er, daß er niemals Aktien geschmuggelt hatte. Sie wußte aber auch alles andere. Und das war das Unheimliche, das einem den Atem verschlug. Dinge, die er kaum selbst in ihrer ganzen Konsequenz zu bedenken wagte, mit denen operierte sie durchaus geläufig und zielbewußt. Gott allein mochte wissen, woher sie diese Kenntnis besaß. Wenn es etwas in seinem Leben gab, das er wie ein tödliches Geheimnis hütete, dann war es eben diese Beziehung zu Vinzenz. Ja, er hütete dieses Geheimnis

vor sich selbst nicht weniger als vor andern, er nahm es hin wie eine Krankheit, die mitunter quälend aber unabänderlich war und doch ertragen werden mußte, indem man sie vergaß. Mochte der Name dieser Krankheit Gewissen sein oder Scham oder wie immer, er tat sein möglichstes, um schlecht und recht mit ihr fertig zu werden. Er sprach sich Trost zu in einsamen und quälenden Stunden, indem er sich vorhielt, daß er im Grunde ein anständiger Mensch sei. Dies milderte die Tatsache, daß er Vinzenz ausbeutete, erheblich. Denn Vinzenz hätte ebensogut andern Leuten in die Hände geraten können, die sich viel weniger anständig gezeigt und ihn womöglich völlig ruiniert hätten. Das merkwürdige nämlich war, daß er Vinzenz mochte. Darum war dies alles so schwer und finster. Besäße er nur die Möglichkeit, auf ehrliche Art dreißigtausend Mark im Jahr zu verdienen, er wäre Vinzenz' ergebenster und aufrichtigster Freund, und Vinzenz würde ihn nicht verachten.

Kilian warf die halbgerauchte Zigarre mitten in ein noch winterlich ödes Blumenbeet. Ihm war sehr elend.

Er wußte, er mußte jetzt handeln. Wenn er nicht in spätestens einer halben Stunde Manja erreichte, so war die Hölle los. Denn es war lächerlich, daran zu zweifeln, daß sie nun nicht alle Hebel in Bewegung setzen würde, um Leonhard zu erreichen. Jetzt erst recht. Und dann war alles aus.

Es ergriff ihn mit einmal eine grenzenlose Wut auf diese Frau, die, nur von ihren Instinkten getrieben, zerstörend in die wohlausbalancierten Verhältnisse hineinfuhr, von einem blinden Vernichtungsdrang gepeitscht, in der Tat furiengleich.

Kilian jagte atemlos die Treppe hinan. Er sah rot. Er lief in sein Schlafzimmer, riß aus der Nachttischlade einen Revolver, steckte ihn ein, lief wieder hinunter, ohne Mantel und Hut nach der Garage und sprang in seinen Wagen.

Er stieg aber noch einmal aus. Sein Gesicht war verkniffen und er preßte die Zähne so fest aufeinander, daß sie knirschten. Er legte den Revolver auf das Wandbrett in der Garage, warf flüchtig einen Putzlappen darüber, und dann erst fuhr er ab. —

Im Sanatorium Pleßmann hörte er, daß Manja das Haus vor einer Stunde verlassen hatte.

„Wann kommt sie zurück?" fragte er fieberhaft.

„Gar nicht", erwiderte die Schwester im Aufnahmebureau und sah ihn an.

„Hat sie denn alles bezahlt?"

Das Mädchen hob etwas die Brauen. „Knapp vorher war jemand gekommen und hatte zwei Koffer gebracht, aber gleich wieder mitgenommen. Die Dame hat es sich wohl überlegt und ist doch lieber nach Hause gefahren."

„Danke", rief Kilian und lief zu seinem Wagen.

Manja hatte eine Dreizimmerwohnung in der Bismarckstraße. Kilian läutete rasend und stürmte, als das erschrockene Dienstmädchen öffnete, in die Wohnung. „Ist die gnädige Frau hier?"

„Nein —"

„Wo ist sie?"

„Verreist."

Er blickte in das wie polierte rote Gesicht, in dem sich nichts regte.

„Antworten Sie in ganzen Sätzen!" schrie er sie an, als wäre sie ein sprechfaules Kind. „Wohin ist sie gefahren?"

„Ich weiß es doch nicht, Herr Kilian", versetzte das Mädchen weinerlich. „Die gnädige Frau hat eine Taxe genommen und ist weggefahren. Sie sagte, sie würde mir schreiben, was ich zu tun habe. Die gnädige Frau war sehr aufgeregt, Herr Kilian."

„Zu welchem Bahnhof ist sie gefahren?"

Das Mädchen zuckte die Achseln. „Ich habe nicht gehört, was sie dem Chauffeur gesagt hat."

Kilian wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er ließ sich auf einen rotlackierten Hocker fallen und starrte das Mädchen an. Sie betastete etwas verlegen ihr Haar und versuchte zu lächeln.

„Das ist aber doch alles Unsinn", sagte Kilian. „Hatte sie denn einen Hut auf?"

„Nein, sie hatte einen Verband. Die gnädige Frau sagte, sie wäre gestern abend hingefallen und hätte sich den Kopf verletzt. Es sei aber nicht schlimm, sagte sie."

„Hatte sie denn Geld?"

„Ja, sie rief mich heute morgen an und sagte mir, was ich ihr alles bringen sollte. Da war auch die rote Handtasche dabei, und da war wohl Geld drin. Wieviel, weiß ich nicht."

„Wie spät war es, als sie die Taxe nahm?"

„Halb zwölf vielleicht."

Kilian sah auf die Uhr. Es war jetzt eins. Er stand auf und ging fort. Er hatte keine Ahnung, was er tun sollte.

*

Tutti hatte einen Garbardinemantel an, weiße Strümpfe und gelbe Schuhe. Sie war sehr stolz, weil die Henrici ihr erlaubt hatte, die schönen Sachen anzuziehen, wenn sie mit Onkel Leonhard spazierenging.

Fräulein Henrici wußte genau, daß es ein sträflicher Leichtsinn war, diesem im Hause Vinzenz von Schippenheil streng verpönten Manne das Kind anzuvertrauen. Aber erstens war nicht nur Tutti in den Onkel Leonhard verliebt, sondern auch die schüchterne, bebrillte Henrici selbst, und zweitens war noch nie etwas herausgekommen und es hätte mit dem Teufel zugehen müssen, wenn gerade heute der Herr etwas erfahren sollte. Der „Herr" war immer Vinzenz von Schippenheil. Die Henrici wußte durchaus nicht, warum „der Herr" und der gute Onkel Leonhard sich nicht vertrugen, sie stand aber in diesem Punkte entschieden auf seiten des guten Onkels, weil er so ein wunderbarer Mensch war und sie manchmal vor dem Einschlafen an ihn dachte, wie er über das weite Meer fuhr, mit seinem braunen Gesicht und winddurchwehtem Haar. In allen übrigen Punkten flößte ihr „der Herr" einen erhabenen Respekt ein. Wenn er bei Tisch sprach, gleich über welchen Gegenstand, wurde ihr Essen auf dem Teller kalt und sie wagte kaum, sich zu rühren. Es geschah aber nur selten, daß Vinzenz von Schippenheil bei Tisch sprach.

Die Henrici blickte ihn mit ihren kurzsichtigen Augen nach, wie sie davongingen, der hohe Mann mit den breiten Schultern und den langen Beinen, und neben ihm, winzig und hüpfend, dieser kleine Floh, Tutti genannt. Ein Mann und ein Kind, dachte sie, und es wehte etwas durch ihr altes Herz, wie ein heißer Wind. Sie machte erschrocken kehrt, putzte die Brille und begab sich an die Arbeit. —

Es war ein Vormittag ganz nach Tuttis Geschmack. Daß die Sonne schien, interessierte sie weniger. Sonne besaß sie selbst. Ihr imponierte der Frühling nicht. Ihr imponierte der graue Zylinder des Portiers vom Café Kranzler. Sie hatte drei Kissen unter sich, war in eine Decke gehüllt und blinzelte sehr unternehmend in die Welt, beziehungsweise auf den Portier mit dem Zylinder, der ihr komische Gesichter machte, so daß sie manchmal fast verlegen wurde und die Nase in die dickwandige Schokoladentasse steckte, obwohl von Schokolade schon längst keine Spur mehr da war.

Leonhard, um nichts weniger stolz und aufgeräumt an diesem festlichen Tag, räkelte sich recht faul in dem bequemen Rohrsessel, blickte huldreich auf Tutti hinab, wischte ihr mit seinem Taschentuch die Lippen, die sie ihm mit nicht gerade liebenswürdigem Ausdruck hinhielt, und betrachtete prüfend die Damen, die über Tutti Bemerkungen machten. Tutti selbst fand es ja langweilig, dieses ewige „Ei-wie-süß" und „Sieh-mal-wie-goldig", davon hatte sie gar nichts. Aber Onkel Leonhard lächelte dann und sah den Damen in die Gesichter und dann blickten die Damen plötzlich nicht mehr auf Tutti, sondern auf Onkel Leonhard. Aber dann schien ihnen doch wieder etwas an seinem Lächeln nicht zu gefallen, denn sie zogen schnell eine Augenbraue hoch, steckten die Nase sehr hoch in die Luft und sahen in eine ganz andere Richtung, wo aber gar nichts zu sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Zweimal ein Pony!

Eine heitere Geschichte von **Herbert Reinhold**.

Fast auf den Tag wußte es der Stallmeister vorherzusagen: Heute oder morgen bringen sie das Pferdchen! Er meinte zwei ältere jüngferliche Damen, die schon dreimal mit dem gleichen Anliegen unseren sonst gemiedenen Hof beehrt hatten. Seit sie sich zu ihrem Vergnügen Pferd und Wagen hielten, erschienen sie mit verblüffender Pünktlichkeit und baten flehend, ihnen um jeden Preis das auf einmal störrische, bisher gute und beste Tier abzunehmen und ein anderes für eine angemessene Summe zu beschaffen. Vor einem halben Jahre hatten sie das Pony gegen eine fromme Stute und unter Draufzahlung von einigen hundert Reichsmark eingetauscht.

An einem heißen Tage kam der Zug um die Ecke. Wir hielten uns die Bäuche vor Lachen. Vornweg schritten würdevoll und tiefbetrübt die beiden Damen. Einträchtig hielten sie sich bei den Händen und stolzierten vorsichtig über jede Mistlache. Hinterher zottelte ergeben ein Diener, der das Pony, nichts anderes als das Pony, führte. Und das Pferdchen schoben mit allen Kräften zwei Hausmädchen.

Wie sah das Tier aus! Rund und dick, das mußte man schon sagen. Aber der sorgsam gekämmte Schweif schleppte, die Mähne tauchte auf die Erde, und den Kopf hielt es müde gesenkt. Es war weder widerspenstig noch bockig. Nur faul, stinkend faul war es. Ein verzärteltes, verzogenes, überfressenes Pony. Wir kannten das Leiden.

Nach einer Stunde war die Angelegenheit zur beiderseitigen Zufriedenheit abgesprochen. Die beiden Damen verkauften nach einigem Feilschen das Pferdchen um einen Pappenstiel. Vier Wochen lang beabsichtigten sie zu verreisen, inzwischen hatten wir für ein neues Tier zu sorgen. „Aber wieder ein Pony!" baten sie. Schluchzend umarmten sie das Pferdchen, klopften ihm auf den Hals und flüsterten dummes Zeug. Dann winkten sie dem Diener und den Hausmädchen und rauschten davon.

„Hm", hüstelte der Stallmeister und betrachtete den Kauf aufmerksam. „He da!" rief er mir zu. „Eine Schere!"

Sozusagen im Handumdrehen war der Schweif gestutzt. Nun sollte es der zottigen Mähne zu Leibe gehen, aber da kam ein Knecht gestürzt. „Die Damen kommen zurück!" brüllte er aufgeregt.

Der Stallmeister wußte sich in jeder Lage zu helfen. Es kostete einige Befehle, und wir zerrten das geduldige Tier gegen eine Stallmauer, wo wir es geschäftig umstanden.

Die Damen keuchten heran. „Eine Bitte noch, Herr Stallmeister!" lächelten sie. „Versprechen Sie uns, daß unser liebes Pony in wirklich gute Hände kommt."

„Die Damen können sich darauf verlassen!"

Sie streichelten noch einmal das Pferdchen und wankten von dannen.

Diesmal versicherten wir uns, daß sie tatsächlich den Heimweg antraten.

*

„Karl!" rief der Stallmeister.

Der älteste Knecht, ein erfahrener Pferdepfleger, gedienter Ulan, kam schwerfällig aus einer Boxe vor. Er blinzelte und lachte schlau.

„Schau dir dieses Tier an!" sagte der Stallmeister.

Karl schaute und nickte. „Ein unmögliches Geschöpf!"

„Ist etwas daraus zu machen?"

Karl befühlte und untersuchte das Gebiß. „Vielleicht", gab er zu.

„Gib dir Mühe!" — „Habe ich Zeit?"

„Vier Wochen!" — „Jawohl!"

Wenn Karl jawohl sagte, war das ein Versprechen, das er auf alle Fälle hielt.

*

Karl nahm das Pony unter die Hände. Schon am nächsten Tage war es nicht wiederzuerkennen. Die Mähne fehlte, rundherum hatte er es gründlich geschoren und gestriegelt. Jung sah es aus. Den Kopf allerdings hielt es nach wie vor gesenkt. Die Augen blickten trüb und müde. Sein Gang — es war kein Gang. Selbst aus der Boxe mußte es gezerrt und geschoben werden. Das gab jedesmal einen Heidenspaß, denn Karl trug es fast heraus.

Eine Woche darauf war das Pferdchen um einiges schlanker. Auch den Kopf hob es an. Karl strahlte und schwieg sich über sein Verfahren aus. Er war noch nicht zufrieden.

Mit einem Stallgenossen vor ein Wägelchen gespannt, sollte das Pony laufen. Es lief, das heißt der Wallach lief, das Pferdchen trottete ergeben nebenher und streikte nach den ersten vierhundert Metern. Es sah aus, als wollte es vor Erschöpfung umfallen. Karl sprach ihm gut zu, lockte und drohte, und als alles nichts half, schirrte er es aus und brachte es in den Stall zurück.

Zum zweiten Male hatte es einen heißblütigen, ausgestandenen Fuchs neben sich. Diesmal half kein Sträuben. Es kostete die Peitsche und mußte laufen, Trab, Paß, Galopp, Gang und wieder Trab. Es schwitzte, bockte, ließ sich zerren, mußte aber mit. Als es nach einer tüchtigen Strecke in den Hof eintrabte, war es munterer als je zuvor. Zum allgemeinen Erstaunen fand es den Weg in den Stall allein.

Nun ging es flotter vorwärts. Unter sorgsamer Pflege wurde aus dem entarteten Pony ein Pferd, ein gehorsames, tüchtiges, springlebendiges Pferd, das sich reiten und vor jeden Wagen spannen ließ, das sogar unruhig wurde, wenn es zu lange ruhte.

Ehe die vereinbarten vier Wochen verflossen waren, führte Karl dem Stallmeister ein verändertes, neues Pony vor. Es sah wirklich schmuck aus. Das Fell glänzte, die Mähne war zu einem Stutz gebürstet, der Schweif stach hintenaus, der Kopf mit den blanken, unternehmungslustigen Augen stand hoch, kurzum: es war ein Pferdchen, das auch unter Brüdern seinen Wert hatte.

„Mensch!" sagte der Stallmeister anerkennend. Dann tuschelte er lang und breit mit Karl. Zu guter Letzt reichten sie sich die Hände wie Verschworene.

*

Pünktlich auf den Tag erschienen die Damen. Die Reise war ihnen bekommen. „Haben Sie ein neues Tier?" fragten sie und blickten erwartungsvoll. Der Stallmeister winkte Karl.

Das Pony wurde aus dem Sall geführt.

Die Damen klatschten nicht in die Hände und griffen begeistert zu, wie wir es erwarteten. Mißtrauisch sahen sie das Tier an, lobten es, weil es ein Pony war, tadelten, weil es dem alten in nichts ähnelte, fragten, flüsterten miteinander und verlangten plötzlich eine Probefahrt.

Karl zuckte nicht mit der Wimper. Im Nu brachte er ein leichtes Wägelchen und spannte ein. Dann hieß er die Damen aufsitzen und ratterte mit Hüh und Hott davon.

Als er nach längerer Ausfahrt zurückkehrte, schienen die Damen befriedigt. Karl half ihnen aus dem Wägelchen, zwang sie aber, neben ihm zu bleiben. Und dann begann er eine ernste Lektion über Pferdepflege im allgemeinen und besonderen. Die Damen sperrten den Mund auf und versuchten beleidigt zu widersprechen. Karl besaß einen guten Atem. Er hielt nicht hinter dem Berge, daß ein Pferd ein Pferd sei und demgemäß behandelt werden wolle. Er verlangte dies und das und verlangte es versprochen. Die Damen schnappten nach Luft, und nur um des lieben Friedens willen versprachen sie, was gefordert wurde.

Der Stallmeister stand allezeit bereit. Jetzt war seine Zeit gekommen. Die Damen fragten nach dem Preis. Er nannte eine schöne, runde Summe, die sofort bewilligt wurde. Der Stallmeister rieb sich die Hände. Es war kein ehrliches Geschäft, aber ein den Umständen angemessenes und durchaus notwendiges.

„Im übrigen, wo ist unser liebes Pony hingekommen?" Die Damen fragten wie aus einem Munde.

Der Stallmeister fragte Karl, ehe er antwortete: „In gute Hände! Bestimmt. Wir versprechen, öfter nachzusehen, daß es auch vernünftig behandelt wird!" Er meinte es durchaus ehrlich.

Die Damen waren es zufrieden. Aber eins hatten sie noch auf dem Herzen. „Ehe wir den Kauf abschließen, möchten wir das Pferdchen vor unserem Wagen probieren. Der Diener wird ihn bringen!"

So geschah es. Der Diener brachte den Wagen. Das Pony wurde eingespannt. Die Damen kutschierten los.

*

Zum Abend, wir saßen gerade um den Tisch, polterte der Diener in die Stube und hockte sich zwischen den Stallmeister und Karl. Er blinzelte listig. „Was bekomme ich?" fragte er ohne Einleitung.

Der Stallmeister wog den Kopf hin und her. Karl lächelte.

„Das Pony, denkt euch, fand den Stall allein!" Der Diener nickte schwer.

„Was es nicht alles gibt!" Karl staunte. Wir lachten schallend. Der Stallmeister drückte dem Diener die Hand. Alles war geklärt. Und alle, so glaube ich, waren in dieser Stunde zufrieden.

Das Pony war nicht das alte Pony! Das neue Pony war kein neues Pony! Ist das nicht eine glatte Sache?

Duell auf dem Pulverfaß.

Anekdote von Hans Otto Henel.

Als 1688 im tiefsten Frieden ein französisches Heer unter General Melac in die Kurpfalz einrückte, mit dem Auftrage, zwölfhundert deutsche Ortschaften zu vernichten, da kam unsagbares Weh über den blühenden Rheingau. Ein deutsches Heer fanden die Franzosen nicht vor, und nichts hinderte sie an Heldentaten gegen Bürger, Weiber und Kinder. Als umständlich Bayern, Sachsen und Brandenburg endlich einige Hilfstruppen brachten, war manche deutsche Stadt schon geplündert und verbrannt, waren die Einwohner in Tod und Elend getrieben.

Eine von Berlin heranmarschierende Abteilung Brandenburger hatte sich nach dem Rheinlande gewandt, weil Berichte vorlagen, daß die Franzosen rheinab schon über Düsseldorf hinausgedrungen waren. Bei Kaiserswerth trafen die Gegner einander. Die Franzosen hielten die Stadt besetzt, und davor bezogen die Brandenburger ein Lager. Hin und her ging leichtes Geplänkel mit jener Bedächtigkeit, die damals zum Kriegführen gehörte. Bis eines Tages die Franzosen auf den Schanzen die schreiende Wut bekamen, als drüben im Lager der Brandenburger ein Galgen errichtet wurde. An dem baumelte nämlich eine Strohpuppe in französischer Kleidung, und vom Galgenschwengel verkündete weithin sichtbare Schrift: Le roi des icendiaires! Auf deutsch: König der Mordbrenner!

Der Chevalier de Lincourt, ein französischer Offizier, bat sich vom Kommandanten die Ehre aus, den Schimpf, den man seinem König antat, in einem Zweikampfe mit dem Urheber zu rächen. Er erhielt die Erlaubnis, und ein Parlamentär überbrachte die Herausforderung ins brandenburgische Lager.

Nun war die Brandmarkung des französischen Herrschers zwar durch ergrimmte Soldaten geschehen, aber sofort erbot sich ihr Offizier, der brandenburgische Leutnant von Pottlitz, die Tat seiner Mannschaft im Zweikampf zu verteidigen. Er nahm also die Forderung an, verlangte jedoch, daß ihm als dem Herausgeforderten die Wahl der Waffen zustehe. Das entsprach den gültigen Duellregeln, und darum mußte der Franzose damit einverstanden sein.

Zur festgesetzten Stunde wurde zwischen den gegnerischen Truppen, in ihrem Angesichte, der Kampfplatz abgesteckt, und vom brandenburgischen Lager brachte man die Waffen. Es waren zwei Pulverfäßchen, Sitzgelegenheiten für die Duellanten, durch eine Zündschnur miteinander verbunden. Flucht sollte nur dem Überlebenden erlaubt sein, wenn einer in die Luft geflogen war.

Der Franzose konnte seine Betroffenheit vor so ungewöhnlichen Waffen nicht verbergen, aber wohl oder übel mußte er auf einem der Fäßchen Platz nehmen, gegenüber seinem Feinde auf dem andern. Ein Unparteiischer entzündete die Lunte genau in der Mitte. Langsam glomm der Brand nach beiden Seiten.

„Warum so unruhig, Chevalier?" fragte der von Pottlitz. „Als Sie Feuer an das unbeschützte Worms legten, waren Sie wohl zuversichtlicher?" Der Franzose schwieg. Sein Blick hing an der schwelenden Zündschnur.

„Sie sind bleich!" höhnte Pottlitz nach einem Weilchen wieder. „Will der Mut Sie verlassen, den Sie bei der Niederbrennung von Speyer bewährten?"

Tatsächlich hatte der Chevalier sich verfärbt. Er schien den Spott nicht zu hören. Sein Auge wich nicht von der Lunte, an der das Feuer sich näher und näher an das Pulverfäßchen heranfraß.

„Franzosen sollten doch das Grauen vor Feuer verlernt haben", spottete Pottlitz weiter. „Worms habt ihr eingeäschert und Speyer, Mannheim und Offenburg, Pforzheim und Alzey. Freilich, wenn nicht wehrlose deutsche Bürger auf dem Pulver sitzen, sondern ein Herr Franzose selber, dann — —"

Hui, wie der Wind wischte da der Chevalier vom Pulverfaß auf und sauste davon, was die Beine hergaben, hinüber zu seinen Franzosen, die ihn allerdings nicht sehr freundlich empfingen.

Der von Pottlitz aber lachte lauthals hinter dem Flüchtenden her und erhob sich gelassen vom Sitz. Gewärtig, ihn jeden Augenblick in die Luft fliegen zu sehen, schauderten Freund und Feind, als er gemächlich auf dem Pampfplatze hantierte. Ohne sich um die qualmende Lunte zu kümmern, packte er die Fäßchen, riß ihnen den Deckel herab und schüttelte den Inhalt auf einen Haufen. Das verschlug den Franzosen vollends den Atem, denn aus dem Pulverfäßchen rollten Gurken — eingelegte saure Gurken.

Während die Marketenderin den ihr entliehenen Faßinhalt wieder einscheffelte, griffen die Brandenburger zu den Waffen, jagten die Franzosen von den Schanzen hinein in die Stadt und gleich zum andern Ende hinaus.

 **Bunte Chronik** 

Wenn der Hof trauert . . .

Wenn Mitglieder der englischen Königsfamilie sich Hoftrauer auferlegen müssen, herrscht große Flaute im englischen Gesellschaftsleben. Erst recht, wenn sich der Herzog und die Herzogin von Kent aus den Salons und Ballsälen zurückziehen. Prinzessin Marina, die Herzogin von Kent, mußte bis vor kurzem allen lauten Vergnügungen des Londoner Lebens entsagen, da erst vor wenigen Wochen ihr Vater, Prinz Nikolaus von Griechenland, verschieden war. Prinzessin Marina aber galt in vielen Kreisen Londons als die schönste und eleganteste Frau des Königreiches. Sie wirkte geradezu befruchtend auf den Umsatz der Londoner Modehäuser. Die Meldung von der Teilnahme der Herzogin von Kent an einer Festlichkeit genügte, um den Erfolg des Abends unter allen Umständen sicherzustellen. Man kann sich vorstellen, welch ein Aufatmen durch die Reihen der Londoner Gesellschaft ging, wie sich die Direktricen der Modehäuser und wie sich angesehene Schneider und Schneiderinnen vergnügt die Hände rieben, als vor wenigen Tagen Herzog und Herzogin von Kent das Ende der Hoftrauer bekanntgeben ließen und die Absicht äußerten, aus der Abgeschiedenheit ihrer Schlösser sich wieder in den Strudel des Londoner Gesellschaftslebens zu stürzen.

Er schwimmt und . . . schläft.

In London gibt es einen Schneider, der sich über Wasser hält. Nicht im wirtschaftlichen Sinne allein (denn das wäre nichts Besonderes), sondern auch im sportlichen. Im letzten Sommer bemerkten einige Sommerfrischler an der englischen Küste einen Mann, der von den Wellen auf und nieder geworfen wurde. „Er ist ertrunken!" sagten die Menschen und benachrichtigten trotzdem ein Rettungsboot. Das ratterte los und traf einen Mann an, der mit geschlossenen Augen auf den Wellen lag und wie um zu schnarchen den Mund offen hatte. Keine Spur von einer Wasserleiche. Dieser sonderbare Mann hat nun das Interesse der Mediziner geweckt. Der Schneider muß immer ins Wasser steigen und sein Kunststück vormachen. Er kann es stundenlang wiederholen. Sollte man diesen Mann nicht einmal für ein Dauerwettschwimmen einspannen?

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.